

Einleitung

Das gegenwärtige konstruktivistische Paradigma in der Sozial- und Neuen Kulturgeographie besagt, dass Geographie nicht das Ablesen von in den Erdrum eingeschriebenen Informationen ist, sondern dass Geographien durch die alltägliche Praxis der Subjekte hergestellt werden. Mit dieser durch den *social* und *cultural turn* initiierten Denkweise wurde ein Paradigma abgelöst, das *den* Raum als verhaltensdeterminierenden Faktor ansieht. Mit der Inthronisierung des Subjekts verschiebt sich der Fokus von der deskriptiven Analyse von Raumstrukturen zur konstruktivistischen Analyse der alltäglichen Praxis der Subjekte. Schlagwort dieser Wende ist das „Geographie-Machen“, das erstmals von Wolfgang Hartke und in der Folge besonders von Benno Werlen stark gemacht wurde (1995, 1997, 2010). Wenn es das Ziel ist, „Geographie des eigenen Lebens“ (Daum & Werlen 2002) zu erforschen, muss Geographie vom Menschen aus gedacht werden.

Die Aufgabe der Geographie als Wissenschaft ist es dann, die Praktiken der Welt- und Identitätskonstruktion zu untersuchen. Geographie ist als eine Wissenschaft zu betreiben, die nicht (nur) die Vermessung von Welt, sondern (auch) das Verstehen von Sichtweisen auf Welt zur Aufgabe hat. Dabei hängt das, was unter ‚Machen‘ verstanden wird, von dem jeweils zugrundeliegenden Menschenbild ab. Was zeichnet die Geographie-Machenden aus? Die Beantwortung dieser Frage ist Gegenstand einer Debatte in der Geographie (Hasse & Helbrecht 2003). Übereinstimmend wird der rein rational operierende *homo scientificus* abgelehnt. Diskutiert wird hingegen die Frage nach der Bedeutung von Körperlichkeit und Materialität, von Intentionalität, Emotionalität und Erleben. Wissenschaftler sollten in einer solchen Diskussion darüber Auskunft geben können, was sie oder er als unter Geographie-Machen und Geographie-Machenden versteht; welche Art von Wissen, Geschehen, Phänomen in der wissenschaftlichen Analyse Berücksichtigung findet; welche Weltbilder zugrunde liegen; was die Geographie-Machenden auszeichnet. (Un-)Berechenbarkeit? Verstand? Gefühl? Zweckgerichtetheit? Was ist die Welt? Ein Text? Ein Schauspiel? Ein System? Dabei kann es nicht darum gehen, diese Fragen endgültig zu beantworten, sondern darum, die eigenen *Annahmen* transparent zu machen und sachlich zu begründen – also offenzulegen, was man gelten lässt, und die Konsequenzen für die Forschung zu durchmessen.

Vor diesem Spannungsfeld ist die vorliegende Arbeit zu betrachten. Das Paradigma des Geographie-Machens stellt auch hier den Ausgangspunkt dar. Es soll erneut gefragt werden: Was heißt Geographie-Machen? Und was zeichnet die Geo-

graphie-Machenden aus? Ziel dieses Infragestellens ist es nicht, das Paradigma und das, wofür es steht, nämlich die Emanzipation von einem geodeterministischen Denken, anzuzweifeln. Vielmehr geht es darum zu überlegen, wie das Machen und die Machenden *auch noch* gedacht werden können. Ziel ist es, einen Beitrag zur aktuellen sozialgeographischen Theoriedebatte zu leisten, indem *Sensitivität als Eigenschaft der Subjekte und Performanz als Eigenschaft ihres Geographie-Machens herausgearbeitet werden*. Kern eines solchen Beitrags ist die Forderung, Geographie vom Menschen aus zu denken. Dies geht mit der Selbstverpflichtung einher, die eigenen Annahmen zur Verfasstheit und Relation von Mensch und Welt nachvollziehbar zu machen und die Konsequenzen für die geographische Theorie deutlich herauszustellen.

Ganz grundlegend kann die vorliegende Arbeit als Versuch verstanden werden, das durch den *social* und *cultural turn* initiierte Paradigma des Geographie-Machens erkenntnistheoretisch zu rekapitulieren und so theoretisch-konzeptionellen ‚Landgewinn‘ zu ermöglichen – oder anders: die Bedingungen und Eigenschaften des Machens und der Machenden unter Hinzuziehung anderer (als sozialtheoretischer) Argumentationswege abzuschreiten. Der ‚Landgewinn‘ bezieht sich auf das Herausarbeiten und Erörtern von Begriffen, die mit dem Einbezug erkenntnistheoretischer Argumentationen (v. a. von Gottfried Gabriel und Alexander Baumgarten) stark werden: (Er)Leben, Emotionalität, Multisensualität, Performanz. Diese Begriffe werden unter Bezugnahme auf ästhetische, neurowissenschaftliche bzw. lebensphilosophisch-hermeneutische Argumentationslinien geschärft und ihre Besonderheiten herausgestellt. Damit stehen Konzepte im Mittelpunkt, die in einer auf Texte, Zeichen, Diskurs und Symbole ausgerichteten Geographie eher marginal diskutiert werden. Mit dieser Betonung könnte die Arbeit in Opposition zu einer stark auf Diskurs, Intentionalität und Rationalität abzielenden Geographie gesehen werden. Ein zeitweises Übergewicht der einen Waagschale – jetzt also der sensitiven und performativen – mag, wo es darum geht, das umgekehrte Ungleichgewicht zu beseitigen, durchaus angebracht sein. Insgesamt aber geht es nicht darum, eine neue Dominanz zu behaupten, sondern vielmehr, eine Perspektive zu entwerfen, die andere Begriffe zur Analyse des Geographie-Machens heranzieht. Insofern ist die Arbeit als ergänzender Beitrag zur aktuellen theoretischen Debatte in der Geographie zu verstehen.

Als eine wesentliche Aufgabe der Geographie sieht Werlen die Untersuchung der Herstellung von „Welt-Bindungen“¹ (2010, 352). Diesen Gedanken nehme ich auf und wende ihn erkenntnistheoretisch, d. h., ich postuliere *Machen* zunächst *als das Knüpfen von Weltbindungen*. Diese sehr offene Lesart von Machen stellt die Frage in den Mittelpunkt, durch welches Wissen und welche Beziehungen der Mensch mit sich selbst und Welt in Kontakt tritt. Sie beschreibt das Vermögen des Menschen, nicht nur über Fakten und Begriffe Sinn und Bedeutung zu konstituieren und Welt-Bindungen einzugehen, sondern auch emotional und sinnlich; das Vermögen, zu erleben und dies auf vielfältige Weise zum Ausdruck zu bringen. Die-

1 Die Werlen als adäquate, zeitgemäße Nachfolge des Begriffs der „Regionalisierung“ ansieht (2010, 30).

ses Erkenntnisvermögen ist, wie zu zeigen sein wird, ein ästhetisches. Erkenntnis oder Erkennen ist dabei im weitestmöglichen Sinne zu verstehen, d. h. als „Tätigkeit, in der wir uns eine ‚Welt‘ in ihrer charakteristischen Gestaltung, in ihrer Ordnung und ihrem ‚So-Sein‘, aufbauen“, so Cassirer (1983, 208). Mit einer gründlichen theoretischen Fundierung soll dem Vorwurf vorgebeugt werden, den auch Kazig (2007, 179) schon zu entkräften versucht hat, dass es sich bei dem Einbezug von Ästhetik in die geographische Theorie um die Wiederbelebung eines geodeterministischen Denkens handelt. Denn an dieses anzuknüpfen hieße tatsächlich, die letzten 40 Jahre geographischen Diskurses zu ignorieren.

Auch Geographie, wie sie hier verstanden wird, erforscht die Konstitution von Welten, Weltbildern und Identitäten. Ausgangspunkt ist ebenfalls das Subjekt, das als Geographie-Machender angesehen wird. Die erkenntnistheoretisch fundierte Wiederaufnahme der Frage, was Geographie-Machen heißt, soll zur Diskussion stellen, was es unter jenen erkenntnistheoretischen Annahmen, die das analogisch-ästhetische Erkenntnisvermögen des Menschen betonen, heißt, Geographie zu machen, und mit welchen Eigenschaften die Machenden dabei ausgestattet werden. Es ist zu prüfen, welche Eigenschaften und Beziehungen des Subjekts bedeutsam werden, wenn eine erkenntnistheoretische Argumentationsbasis gewählt wird, und welche Konsequenzen dies für die Konzeption des Machens hat. Die These ist, dass die Geographie-Machenden als sensitiv und ihr Geographie-Machen als performativ verstanden werden kann. Die Geographie-Machenden kommen mit ihrem Erleben, ihrer Emotionalität, ihrer Multisensualität, ihrer Darstellung in den Blick. Mit der Betonung von ‚Machen‘ als performatives Vollzugsgeschehen ist es möglich, die von Werlen geforderte Dynamisierung der geographischen Perspektive stringent weiter fortzuführen: vom Raum zur Handlung, von der Handlung zum Handeln, vom Handeln zur Performanz. Die Frage ist dann, wie ‚Machen gemacht‘ wird. Bei der Diskussion dieser Frage hilft ein performativer Ansatz. Im Konzept der Performanz kommen zentrale, in der erkenntnistheoretischen Grundlegung herausgestellte Begriffe zum Tragen. Performanz ist als ein Vorschlag zu verstehen, das Machen in Geographie-Machen zu interpretieren, die erkenntnistheoretischen Einsichten in die ästhetische Erkenntnisform, in die Emotionalität, das Erleben und die Multisensualität des Menschen zu berücksichtigen.

Über Entdeckungszusammenhänge

Der Entdeckungszusammenhang gibt die intellektuelle Reise wieder, auf der man Ideen, Theorien, Texten, Diskussionspartnern begegnet ist und die letztlich die Einsichten ermöglichte, die der eigenen Argumentation Gestalt gegeben haben. Andere historische oder institutionelle Settings, andere gelesene Bücher, andere Vorträge und Tagungsgespräche und ein anderer biographischer Rucksack hätten zu einer anderen Reiseroute und damit zu einer anderen Argumentation geführt. Diese Reise ist durch zwei – produktive – Sackgassen geprägt, die zum Umlenken, ja zu einer Rückkehr zum Ausgangspunkt und einen neuen Anlauf geführt haben. Das Gefühl, hier nicht weiter zu kommen, stellte sich an zwei Stellen ein: Eine erste zeigte sich

bei der Gegenüberstellung des linguistic turns in der anglistischen Sprachwissenschaft mit dem *linguistic turn* in der Geographie. Hier fällt auf geographischer Seite das weitgehende Ausblenden eines ganzen Themenbereichs, nämlich des Nonverbalen, auf. Das Nonverbale leistet Enormes: Mithilfe von Gestik, Mimik und Prosodie wird ein vergangener Ort, werden Personen und ein früheres Ich lebendig, werden Emotionen zum Ausdruck gebracht und Stimmungen erzeugt. Die Erforschung des Nonverbalen ist in der Sprachwissenschaft ein etabliertes Forschungsfeld. Der *linguistic turn* in der Geographie erscheint vor diesem Hintergrund zwar unbedingt begrüßenswert, doch die Konzentration auf den geschriebenen Text, der Wegfall aller performativen, körperbezogenen Elemente ließ ihn auch unvollständig erscheinen, geradezu leblos. Wissenschaft und Alltag kommen ohne Text, Sprache, Lesen sicherlich nicht voran, vernachlässigt wird dabei jedoch die Multisensualität unserer Kommunikation, die Ausdrucksmodi von Emotionalität und (Er)Leben sowie der Vollzugscharakter von Kommunikation.

Eine andere Sackgasse tat sich in der Feldforschung auf. Das ‚eigentliche‘ Thema des vorliegenden Buches sollte es sein, den Journalisten Peter Scholl-Latour, genauer die von ihm oder unter seinem Namen medial verbreiteten Weltbilder zu untersuchen. Dazu sollten Bücher und TV-Dokumentationen analysiert und die sprachliche bzw. bildliche Konstruktionen von ‚Europa‘, ‚dem Westen‘, ‚dem Osten‘, ‚den Asiaten‘ etc.; also von ‚Uns‘ und den ‚Anderen‘ durch den ‚Weltenkennner‘ Scholl-Latour analysiert und hinsichtlich ihrer (problematischen) Implikationen untersucht werden. Wenn man sich mit Peter Scholl-Latour beschäftigt, wird schnell klar, dass er ein sehr erfolgreicher Autor und gefragter Experte in der Deutung aktuellen gesellschaftlichen Geschehens war. Besonders auffällig war dabei der Grad an Zuneigung, die ihm entgegengebracht wurde und – nach nach seinem Tod – immer noch wird. Damit sind nicht (in erster Linie) die Verkaufszahlen seiner Bücher gemeint oder die politische Anerkennung durch das Verleihen des Bundesverdienstkreuzes, sondern die Äußerungen seiner Leser und Zuschauer. So wird der Scholl-Latour kritische Sammelband *Das Schwert des ‚Experten‘* (1993), herausgegeben von Klemm und Hörner, bei Amazon mit – für ein wissenschaftliches Buch – ausnehmend vielen Kritiken bedacht. Diese fallen fast durchweg vernichtend aus. Bemerkenswert ist, dass regelrechte Verteidigungsreden für Scholl-Latour gehalten wurden. Auch während des Besuchs einer seiner Auftritte in Weimar konnte ich die emotionale Involviertheit, oder besser: Faszination der Zuschauer, beobachten. Eine Besucherin, die sich vor der Lesung eher verhalten gezeigt hatte, wurde danach abermals interviewt. ‚Berauscht‘ wäre wohl das richtige Wort, um ihre und die Stimmung vieler anderer Besucher zu beschreiben; berauscht vom Charisma eines Peter Scholl-Latour, restlos überzeugt von seinen Weltbildern und Gegenwartsdiagnosen und sich wünschend, dass mehr Politiker so wie er wären.

Es zeigte sich: Die Person Peter Scholl-Latour hatte eine gewaltige Aura, einen hohen Authentizitätsgrad, und nur dadurch, so könnte man behaupten, erhielten seine Weltbilder überhaupt erst einen so großen Zuspruch. Es erscheint demnach angebracht, neben den textlich verfassten Weltbildern *auch* die alltägliche Rezeption zu untersuchen. Ferner wäre die medial aufgezeichnete Performance von Scholl-Latour, das verkörperte Aufführen von Weltbildern, der Vollzug des Geo-

graphie-Machens, in den sozialgeographischen Blick zu nehmen. Hier tauchte nun die zweite Sackgasse auf. Denn die Begriffe, die zum Beschreiben des Phänomens sinnvoll erscheinen – Erleben, Emotionalität, Performanz – werden in der gegenwärtigen sozialgeographischen Diskussion zwar punktuell (Hasse zum Erleben, Dirksmeier & Helbrecht, sowie Berndt & Boeckler zu Performanz), jedoch nicht im Zusammenhang und kaum systematisch verhandelt. Es stellt sich also die Frage, wie die Begriffe mit Blick auf das Paradigma des Geographie-Machens jeweils verstanden werden können und ob und in welchem Verhältnis sie zueinanderstehen. Mit diesen Begriffen, so die Vermutung wird ein anderer Argumentationsfaden aufgenommen als ihn eine auf Text und Diskurs ausgerichtete Sozialgeographie gesponnen hat. Gemeinsam ist ihnen jedoch der Fokus auf die Frage wie Subjekte Weltbindungen eingehen. Die vorliegende Arbeit ist als Beitrag zu verstehen, diese Begriffe systematisch zu erarbeiten und in einen ordnenden Zusammenhang zu bringen.

Aufbau der Arbeit

Ist das Anliegen klar – es geht um die Darlegung der erkenntnistheoretischen Grundlagen des Geographie-Machens und die damit verknüpfte Aufwertung von Sensitivität und Performanz –, und ist das Missverständnis abgewehrt, dass dies eine Vorherrschaft dieser Begriffe intendiere, so sind nun die Parameter einer solchen Interpretation des Geographie-Machens auszuführen.

Die Arbeit umfasst drei Teile. Im ersten Teil erfolgt die erkenntnistheoretische Grundlegung. Hier werden die Arten der Weltbindung, genauer: das Spektrum der Erkenntnisformen vorgestellt. Es wird gezeigt, welche Eigenarten die Erkenntnispole jeweils aufweisen und mit welchen Darstellungsweisen (Sagen und Zeigen) sie jeweils verbunden sind. Die These ist, dass Geographie-Machen zu einem bedeutenden Teil über das analogisch-ästhetische Erkenntnisvermögen abläuft. Konsequenterweise müssen wir, um die Implikationen dieser Zuweisung zu begreifen, gerade im geographischen Kontext deutlich machen, was unter ‚ästhetisch‘ verstanden wird. Geographie und Ästhetik zusammenzubringen, ist kein neues Unterfangen, und so gilt es zunächst, auf bestehende Ansätze einzugehen. Danach wird eine Konzeption von Ästhetik vorgestellt, die als fruchtbarer Input für die Diskussion um das Geographie-Machen und die Geographie-Machenden angesehen wird: die Ästhetik von Alexander Gottlieb Baumgarten und seine Präzisierung des Erkenntnisvermögens als sensitiv. Als zentrale Säulen des sensitiven Erkennens werden Erleben, Emotionalität und Multisensualität hergeleitet.

Im zweiten Teil der Arbeit werden diese Begriffe präzisiert. Erleben wird geisteswissenschaftlich mit Wilhelm Dilthey ausgeführt. Dilthey prägt zwei zentrale Dreiklänge: zum einen den von Erleben – Ausdruck – Verstehen und zum anderen den vom ‚wollend fühlend vorstellenden‘ Menschen. Beides hilft uns bei der Frage danach, was Machen in alltäglichem wie wissenschaftlichem Geographie-Machen auch noch heißen könnte und was diejenigen, die da machen, auszeichnet. In der Besprechung von Emotionalität wird die Argumentation auf die gerade boomende neurowissenschaftliche Forschung gestützt. Dabei werden nicht nur die Erkennt-

nisse, insbesondere von António Damásio, dargelegt, sondern auch die Grenzen neurowissenschaftlicher Einsichten diskutiert. Das folgende Kapitel zur Multi-sensualität thematisiert die Vielfalt unseres sinnlichen Eingebundenseins und zeigt Beispiele geographischer Forschung. Dabei wird deutlich, dass die Geographie längst auf dem Weg zu einer ‚sensuous geography‘ (Rodaway 1994) ist.

Im dritten Teil steht Performanz im Fokus. Im Begriff der Performanz werden zentrale Begriffe der erkenntnistheoretischen Grundlegungen des ersten Teils und der Begriffspräzisierungen im zweiten Teil wiederaufgenommen: Fragen des Vollzugs, der Präsenz, der Darstellung, des Ausdrucks, der Bedeutung von Sprache und Nonverbalem. Performanz, so die These, trägt so zu einem erkenntnistheoretisch informierten Verständnis des *Machens* von Geographien bei. Es werden verschiedene performative Ansätze vorgestellt und der Zusammenhang von Performanz mit Sprache, Handeln oder Sinn wird beleuchtet.

1 Theoretischer Kontext

Der *social* und *cultural turn* hat die Sozialgeographie unwiderruflich gewendet. In der deutschsprachigen Sozialgeographie stehen seit den späten 1980er Jahren die Akteure und ihr Tun, oder genauer: „Signifikationsprozesse und Deutungsschemata“ (Lossau 2014, 26) im Mittelpunkt der Forschung. Diese Wende weg von der Beschreibung und Erklärung von Raumstrukturen hin zur Analyse des Handelns, ermöglicht Einblicke in die Konstitution „gesellschaftlicher Raumverhältnisse“ (Werlen 2010b, 321 ff., 2013a, 3), in deren Kontext die vorliegende Arbeit in kritischer Auseinandersetzung situiert ist.

Gesellschaftliche Raumverhältnisse

„Gesellschaftliche Raumverhältnisse“ bezeichnen nach Werlen „das – über den historischen Werdegang – gesellschaftlich geschaffene Möglichkeitsfeld der Bezugnahme auf die aktuell räumlich getrennt vorgegebene[n], handlungsrelevanten Gegebenheiten“ (2013a, § 89). Dabei werden die subjektive und die soziale Perspektive als komplementär angesehen. (2013a, § 35). Anliegen des Buches ist es auch, zu reflektieren, was die für die Konstitution gesellschaftlicher Raumverhältnisse zentrale subjektive Perspektive kennzeichnet.

Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist Werlens Konzept der „Welt-Bindung“ (2007, 421), d. h. „die Frage nach der Art und Weise, wie Handelnde ‚Welt‘ zu sich bringen, an ihr Tätigsein binden und sich somit zu eigen machen“ (Werlen 2010b, 325). Im Rahmen dieser Arbeit wird ‚Welt-Bindung‘ erkenntnistheoretisch interpretiert, d. h., als das In-Beziehung-Treten von Subjekt und Welt, als Erkennen verstanden. Damit tritt die Frage in den Mittelpunkt, durch welches Wissen und welche Beziehungen der Mensch mit sich selbst und Welt in Kontakt tritt. Die Ausrichtung auf Erkennen als analytisch eigenständige Operation wird auch im Projekt der ‚gesellschaftlichen Raumverhältnisse‘ angenommen, denn auch hier spricht Werlen vom ‚erkennende[n] und handelnde[n] Subjekt‘ (Werlen 2013a, § 46). Erkenntnistheorie und Sozialgeographie teilen das Interesse an der schöpferischen Fähigkeit der Subjekte sich (ihre) Welt aufzubauen. An erkenntnistheoretische Überlegungen anzuknüpfen, bedeutet für die Sozialgeographie einen Zugewinn an Einsichten zur Verfassung und den Eigenschaften der Subjekte, was für eine konsequente Umset-

zung der selbstgesteckten Aufgabe, Geographie vom Menschen aus verstehen zu wollen, angemessen scheint.

Beim Aufbau von Welt-Bindungen kommt der „Aneignung“, genauer der „symbolisch-emotionalen Aneignung“ (Werlen 2007, 346 f.), eine zentrale Rolle zu. Hier ergibt sich ein weiterer Anknüpfungspunkt, denn so wird ‚emotional‘ zwar als ein bestimmendes Attribut genannt, die weiteren Ausführungen konzentrieren sich jedoch auf den symbolischen Teil. Als Konsequenz verschwindet das Attribut ‚emotional‘ in der weiterführenden Argumentation und es wird nur noch von „Geographien symbolischer Aneignung“ (ebd., 346) gesprochen. Es besteht also der Bedarf, das augenscheinlich wichtige Phänomen der ‚Emotionalität‘ gesondert in den Blick zu nehmen. Ein Vorschlag, ‚Emotionalität‘ als *conditio humana* herzuführen, wird im Rahmen dieser Arbeit unterbreitet.

Mit der Betonung des Symbolischen-Signifikativen wurde der Analysefokus von Aneignungen auf Sprachhandeln gelegt (Schlottmann 2005, Felgenhauer 2007a, 2009). Hier finden wir die Metapher von Kommunikation und Praxis als Text, die für die Betrachtung der symbolisch-signifikativen Ebene legitim sind: „Signifikative Regionalisierungen sind Formen von Texten, die als Bestandteile der Kommunikation anhand interpretativer Schemen – häufig auch in institutionalisierten Praktiken – ‚gelesen‘, gedeutet und gelegentlich auch neu geschrieben werden“ (ebd., 373). Die Aufgabe Interaktionen, Kommunikation und Praktiken verstehen zu wollen, macht es auch nötig über den Text hinaus zu gehen und die Körperlichkeit und Leiblichkeit der Subjekte mit einzubeziehen. Aus diesem Grund wird in der vorliegenden Arbeit eine theoretische Öffnung zur Sensitivität und Performanz angestrebt. Sie alle gründen im sensitiven Erkenntnisvermögen des Menschen und umfassen damit nicht nur diskursives Wissen, sondern auch das *tacit knowledge*, d. h. Wissen, das gewusst und gespürt, aber nicht immer verbal-sprachlich wiedergegeben werden kann.

Damit werden in der Arbeit Begriffe in den Mittelpunkt gestellt, die an die praxiszentrierte Sozialgeographie anschließen und diese in eine Richtung ergänzen, die auch in der Diskussion von Werlens ‚gesellschaftlichen Raumverhältnissen‘ in *Erwägen Wissen Ethik* (2013) vorgeschlagen wird: Neben der Explikation von Körperlichkeit, so regen die Kritiker an (Werlen 2013b, § 72, Fischer §§ 1–3, Wöhler §§ 7, 8, Zibell § 5, Marquard §§ 10, 12), sollte auch die Leiblichkeit in der sozialgeographischen Diskussion berücksichtigt werden. Lange sagt mit Verweis auf Hasse (2003, 19) explizit, dass „Subjekte als nicht nur sinnstrukturierende, sondern auch als erlebende Wesen“ (2013, § 14) verstanden werden können. Körper ist dann neben „physiologisch-biologische[r] Gegebenheit“ (Werlen 2013a, 28) auch Leib und somit sozial gerahmtes „Zentrum unmittelbarer Erfahrung“ (ebd., § 30). Werlen hält fest, dass Leiblichkeit aus den Erfahrungen der Subjekte erwächst und kein a priori-Begriff ist. Mit dem Begriff der Erfahrung – oder man könnte auch von Erleben sprechen – ist ein Schlüsselbegriff zum Verstehen von Leiblichkeit genannt, dieser wird jedoch nicht weiter ausgeführt (siehe auch die Kritik von Geiselhart 2013, § 7). Entsprechend wird in dieser Arbeit, der Leiblichkeit der Subjekte Rechnung getragen, in dem Erleben, Emotionalität und Multisensualität menschlichen

Daseins thematisiert werden. Damit wird neben dem Grad des Vermögens über Distanz zu handeln, auch die emotionale Involviertheit fernab metrischer Einheiten interessant.

Dies schließt an die Debatte um das Menschbild in der Sozial- und Neuen Kulturgeographie an. Das Paradigma vom Mensch als Akteur erfährt in der Geographie in den letzten Jahren deutliche Kritik, u. a. von Ilse Helbrecht und Jürgen Hasse. Der Akteur als zielgerichtet agierendes Wesen stellt für Hasse eine Reduktion des Menschen dar, da der Einfluss des Unbewussten größtenteils vernachlässigt werde. Ein solches Menschenbild könne, so Hasse, nur eine Funktion erfüllen: den WissenschaftlerInnen die Beherrschbarkeit ihres Forschungsgegenstandes suggerieren.

Auch Helbrecht fordert eine stärker geisteswissenschaftliche Orientierung in der Geographie. „Den Menschen nur als sozialen Akteur zu sehen“, so Helbrecht „ist aber grobschlächtig; da wird weder gelacht, gesungen noch geweint“ (Helbrecht 2003, 172). Es geht um den Einbezug dessen, was ‚nicht denkend‘ ist. Ohne die Anerkennung dieser ‚menschlichen Parameter‘ versagt sich die Geographie nicht nur der konsequenten Analyse der ‚Geographien des eigenen Lebens‘ (Daum & Werlen 2002), sondern auch einer kritischen Selbstreflexion als Wissenschaft.

Wenngleich, so muss zur Korrektur eingefügt werden, der Akteur in der handlungszentrierten Sozialgeographie keineswegs als mechanisches ‚Wollen-Planen-Machen-Wesen‘ gedacht wird, kann festgehalten werden, dass eine systematische Auseinandersetzung mit Sensitivität und Performanz notwendig scheint, wenn Sozialgeographie als Erforschung von Geographie-Machen betrieben werden soll. Durch den Einbezug erkenntnistheoretischer Überlegungen wird ein geisteswissenschaftlicher Blick auf diejenigen geworfen ‚die‘ (‚wir‘) da alltäglich Geographie-Machen.

Zur Vertiefung der subjektiven Perspektive gehört auch die Auseinandersetzung mit Emotionalität. Einleitend zu ihrem Sammelband *Emotional Geographies* bemerken Liz Bondi, Joyce Davidson und Mick Smith die mangelnde Reflexion von Emotionalität in der geographischen Forschung: sowohl hinsichtlich des Untersuchungsgegenstandes als auch der eigenen Tätigkeit als WissenschaftlerInnen (Davidson, Bondi & Smith 2007, 1). Sie teilen damit die Kritik vieler angelsächsischer Autoren (Thrift 2004b, 2005; Anderson 2006; Smith et al. 2009), die die verstärkte Einbindung von Emotionalität in die geographische Forschung fordern. In der deutschsprachigen Geographie hat Hasse mit Bezug auf die Neue Phänomenologie bereits vor mehr als zehn Jahren die Berücksichtigung von Emotionen gefordert (Hasse 1999, 2003). Trotz dieser Bemühungen steht eine ausführliche Diskussion von Emotionalität in der Geographie noch am Anfang. In meiner Arbeit werde ich die Notwendigkeit der geographischen Beschäftigung mit Emotionalität erkenntnistheoretisch herleiten und anschließend aus einer (nicht-deterministisch argumentierenden) neurowissenschaftlichen Perspektive genauer anschauen. Diese gibt Impulse zur Ableitungen möglicher empirischer Methoden.

Performativität und Performanz

Die performative Wende Ende der 1990er Jahre war mit der Aufforderung an die Geographie verbunden, sich differenziert mit Vollzug, Erleben, Körperlichkeit, Leiblichkeit und den Konsequenzen für die Vorstellung von ‚Raum‘ für das alltägliche wie wissenschaftliche Geographie-Machen auseinanderzusetzen. In der angelsächsischen Debatte ist dem *performative turn* eine umfassende Diskussion des Konzepts ‚Körper‘ vorausgegangen, das als das zuvor ausgeschlossene Andere wieder zurück in die geographische Theoriebildung geholt wurde (u. a. Pile & Thrift 1995; Longhurst 1997; Nast & Pile 1998; Parr 2002; Dyck 2002; Hansen & Philo 2006). In der deutschsprachigen Debatte laufen unter dem Label ‚performativ‘ z. B. die sprachpragmatische Sozialgeographie (Schlottmann 2005, 2007, Zierhofer 2002), die kulturellen Geographien der Ökonomie (Berndt und Boeckler 2007), die Urbanitätsforschung (Dirksmeiers und Helbrecht 2008, 2010) oder Untersuchungen zum Thema Sport und Stadt (Strüver 2011a).

Gemeinsam ist allen performativen Ansätzen, dass Raum, Identitäten, Kulturen (oder Wissenschaft) nicht als statisch und feststehend, der Performanz vorgängig vorgestellt werden, sondern als erst durch sie hergestellt. Die Zuwendung zum Performativen ist auch Symptom einer anhaltenden Unzufriedenheit mit einer als einseitig verstandenen Ausrichtung auf Text-/Diskursanalyse und der Forderung nach einer stärkeren Reflexion der Verkörperungsbedingungen alltäglichen Tuns. Performanz zeichnet sich durch Eigenschaften aus, die weder das Semiotische noch das Symbolische besitzen: den Moment der Präsenz. Es geht um den Vollzug. Performanz als präsentisches Geschehen zu verstehen, betont den Vollzugscharakter von alltäglichem und wissenschaftlichem Geographie-Machen. Dies stellt die empirische Forschung vor Herausforderungen. So kann sich jede Untersuchung nur auf ein vergangenes performatives Ereignis beziehen. Zugleich muss dieses Ereignis auch als autonome performative Praxis in ihrem Vollzug und ihren Präsenzeffekten erforscht werden.

Der performative Ansatz hat – zumindest in der Geographie – gegenüber dem sprachlich-konstruktivistischen Nachholbedarf in Sachen theoretischer Explikation und empirischer Forschung. Die vorliegende Arbeit möchte einen Beitrag zu ersterem leisten. Dafür gilt es zunächst eine Bestandsaufnahme bestehender Ansätze zu machen, die unter die Überschrift ‚Performativität/Performanz‘ gestellt sind, denn keineswegs werden darunter feststehende Begriffe verhandelt. Dafür werden sowohl ausgewählte geographische Ansätze als auch die theoretischen Anleihen dieser Überlegungen vorgestellt, die von der Sprachphilosophie Austins bis zu den *performance studies* reichen. So kann eine Bestandsaufnahme der Lesarten von ‚Performativität‘ und schließlich auch ‚Performanz‘ geleistet werden. Es wird eine eigene Interpretation von Performanz vorgenommen, die auf den Einsichten in die sensitive Verfasstheit der Subjekte aufbaut und sich damit schließlich der Frage nach dem Machen in Geographie-Machen nähert. Mit den Überlegungen zu Performanz wird die „Dynamisierung der geographischen Weltsicht“ (Werlen 2010b, 323) weiter vorangetrieben.

Weiterhin wird sich dem Besonderen und zugleich auch dem (aus methodologischer und methodischer Hinsicht) Schwierigen der Performanz gewidmet, dem Phänomen der Präsenz, das so Mersch, „keine Apotheose naiver Unmittelbarkeitsfrömmigkeit“ (Mersch 2005, 254) darstellt, sondern den Versuch, sich dem zu nähern, was innerlich klar empfunden, aber begrifflich schwer fassbar ist. Was passiert, wenn etwas geschieht, wird auch bei Zahnen (2011) auf das Wissenschafts-Machen selbst angewendet. Hier werden auch Fragen der empirischen Einholbarkeit adressiert.

Non-representational theory

Die *non-representational theory* untersucht wie sich Leben durch Erfahrungen, Begegnungen, Bewegungen, Routinen, Emotionen, Interaktionen formiert, oder kurz: Leben als Praxis (Lorimer 2005, 84, Harrison 2000, 499). Dabei wird das körpergebundene Entfalten von Beziehungen und Identitäten betont, was als „Co-producing“ (Thrift 2000b, 5; Dewsbury et al. 2002, 437 f.; Latham 2003; Whatmore 2008) bezeichnet wird. Im Mittelpunkt der Analyse steht das als singulär, aber doch sozial verstandene Aufführen von Welt, das von WissenschaftlerInnen in seiner Prozesshaftigkeit beobachtet oder ‚bezeugt‘ (Dewsbury 2003, 1923) werden muss. Derart soll auch die Entstehung und der Vollzug von Repräsentationen untersucht werden (Anderson & Harrison 2010, 14f.). Mehr als eine konkrete Theorie steht die *non-representational theory* für einen Denkstil, der sich dem Prägkognitiven, dem „more-than-human, more-than-textual“ widmet und dabei die emotionale und multisensuale Verfasstheit des Menschen besonders berücksichtigt (Lorimer 2005, 83, Thrift 2007, 12). Die grundsätzliche Ausrichtung auf die gelebte Praxis mit all ihren Verwicklungen, die eine Ausdifferenzierung und weitere Vertiefung des Begriffs der ‚Praxis‘ ermöglicht, umfasst auch ein geteiltes Problembewusstsein, darüber, wie schwierig es ist, in Worte zu fassen, was ‚unbeschreiblich‘ scheint. Dennoch besteht in meinem Zugang im Vergleich zur *non-representational theory* oder zur Akteur-Netzwerk-Theorie ein deutliches Zögern gegenüber des Einbezugs des „more-than-human“. Wie auch Werlen bemerkt, ist ein gewisses Zögern bzw. Skepsis angebracht, ob eine auf das Subjekt ausgerichtete handlungstheoretische Sozialgeographie mit einem derart ‚belebten‘ Objektverständnis operieren kann, muss oder sollte (Werlen 2013, § 77).

Spatial turn

Fragen zu ‚Raum‘ bewegen seit den späten 1990er Jahren im sogenannten *spatial turn* die Sozial- und Kulturwissenschaften. Edward Soja, prägt den Begriff ‚spatial turn‘ in seinem Buch *Postmodern Geographies* im Jahr 1989. Damals und heute kann darunter keine einzelne, konsistente Theorie gefasst werden. Die Lesarten des *spatial turn* sind so unterschiedlich wie die Disziplinen, in denen dieser ausgerufen wird: z. B. in der Soziologie (Löw 2011, Schroer 2005), in der Geschichtswissen-

schaft (Schlögel 2002, 2003), in der Literaturwissenschaft (Hallet & Neumann 2009) oder der Medienwissenschaft (Günzel 2007). So begrüßenswert die Hinwendung zu humangeographischen Ideen ist, so gibt es doch ein Problem. Die Sozial- und Kulturwissenschaften wenden sich, so die Diagnose von Döring und Thielmann, den humangeographischen Ideen mit der Absicht zu, ihre Disziplinen auf den wortwörtlich genommenen Boden der Tatsachen zurück zu bringen „Sie mobilisieren gerade jene (Komplexität reduzierende, kontingenzunterbrechende, Naturzwang prästendierende, jedenfalls:) heillos reduktive Raumsemantik, um dem von der time-space compression angedrohten Raumverschwinden etwas beglückend Physisches, Versammelndes und Integrierendes gegenüberzustellen“ (Döring & Thielmann 2008, 38). Es sind die Verlockungen der Materialität, des vermeintlich einfach Verortbaren, des Ablesens, kurz: der „geographische Reflex“ (Miggelbrink 2008, 104), dem zu widerstehen die Sozialgeographie jedoch als Bedingung für eine angemessene Theoriebildung stellt (Werlen 1987, 1995, 1997, 2010a, b, 2013a, b).

Die Sozialgeographie steht also vor dem Dilemma, dass zwar unter der Überschrift des spatial turn die Tür für eine Auseinandersetzung mit und um Raum geöffnet ist, durch diese werden allerdings – quasi an den Augen der zeitgenössischen Sozialgeographen vorbei – die als überholt geltenden Ideen aus den Hinterzimmern und Kellern gezerzt. Als Beispiel hierfür sei Schlögel angeführt, der seinen Buchtitel „Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik“ einem Ratzel-Zitat entlehnt (Döring & Thielmann 2008, 22). Natürlich propagiert Schlögel keine Geopolitik à la Haushofer und distanziert sich ausdrücklich von dieser Art der Geopolitik. Wer jedoch in einer Haltung als ‚Raumleser‘ Soziales verräumlicht und „Regionen und Raumcontainer nicht zugleich auf die Kontingenz und Funktionalität von Grenzziehungen hin befragt und als Konstrukt sozialer Operationen [erkennt]“ (Redepenning 2013, 23), muss sich im Klaren darüber sein, dass dies von sozialgeographischer Seite Protest hervorrufen wird. Dieser „sorglos-uninformierte[n] Umgang von Nicht-Geographen mit Alt-Beständen der eigenen Fachgeschichte“ (Döring & Thielmann 2008, 34) lässt die Anstrengungen der Sozialgeographie verpuffen, durch eine sozialtheoretische Fundierung diese ‚räumelnden‘ Argumentationslinien in den vergangenen drei Jahrzehnten zu überwinden. Man dürfe sich, so Jureit (2008), „nicht länger aus der geographischen Rumpelkammer bedienen[en]“.

Nun kann und sollte die Sozialgeographie kein Türsteher sein und nicht jeder nicht-(sozial-)geographische Ansatz in der Debatte um Raum fortan unter dem Generalverdacht stehen, in letzter Konsequenz doch wieder geodeterministisch zu argumentieren. Es geht nicht darum zu behaupten, die Sozialgeographie (nach Werlen) würde den einzig richtigen Ansatz propagieren. Dies könnte zu Recht als „ärgerlich“ (Löw 2013, § 3) angesehen werden. Vielmehr sollte *transdisziplinär* (Werlen 2013b, §§ 17–31, Lange 2013), d. h. über Disziplingrenzen hinweg an oder über gemeinsame(n) Fragestellungen nachgedacht und trotz gelegentlichem Dissens sachlich debattiert werden. Nur so kann für die Bewältigung der dringenden gesellschaftlichen Aufgaben unserer Zeit ein Beitrag geliefert werden. Die vorliegenden Überlegungen mögen als Beitrag dazu verstanden werden.

Zusammengefasst ist es das Anliegen der vorliegenden Arbeit, das Paradigma der Sozialgeographie, das Geographie-Machen, um eine erkenntnistheoretisch informierte Reflexion des ‚Subjekts‘ und seines Machens zu erweitern. Um sich dem ‚Machen‘ anzunähern, so die These, ist es notwendig, sich zunächst mit denjenigen auseinander zu setzen, die da machen. Was zeichnet die Subjekte aus? Wie treten sie mit Welt in Beziehung? Erst wenn wir darüber nachgedacht haben, können Vermutungen über ihr Machen angestellt werden. Oder anders gesagt: Das, was wir unter Machen verstehen, ist davon abhängig, wie wir die Protagonisten der sozialgeographischen Theorie verstehen. Wir müssen zunächst fragen, wie die sind, die da machen, bevor wir verstehen können, was und wie da gemacht wird. Eine systematische Herleitung und Reflexion der Begriffe der Sensitivität und der Performanz soll die subjektive Perspektive genauer verstehen helfen und somit die sozial- und erkenntnistheoretische Wende weiter vollziehen.